

Bete und Arbeite.

(Aus Deutsche Zeitung 16. 7. 1925.)

„Wozu arbeiten! — Ist völlig sinnlos! Die Hunde jagen einem ja doch jeden Gewinn unter dem Namen einer Steuer wieder ab! Na — sind doch Hunde! Mein bißchen Betriebskapital — weggesteuert! Der Gewinn aus den Kriegsjahren — weggesteuert! Jetzt die höheren Einnahmen — weggesteuert! Nee, ich halte es mit der Faulheit, seit mein selbständiges Geschäft von den Hunden ruiniert ist, arbeite ich auf Fingerschonen!“

Der alte Schuster drehte grimmig die schwärzlichen, aufwärts gebogenen Daumen. Sein Gegenüber in der ratternden dritten Klasse gab ihm recht. „Hilft ja auch alles nichts! So wie der Zug durch den Tunnel muß, so müssen wir noch durch viel dunklere Zeiten! Erst muß noch der Bolschewismus und die Hungersnot über uns kommen, da hilft kein Gott dagegen!“

„Gott? Na der schon lange nicht! Nee Männchen, wenn ich bloß Bete und arbeite höre, dann wird mir schon klümerant, wie in der Bet-unde vom Lehrlingsverein!“ Der Schuster geriet vor Empörung ins heimatische Berlinisch. „Beten und arbeiten? Nee, nicht in die Lamäng! Weder noch! Uns hilft nischt, und das am allerwenigsten“. Der Jüngling mir gegenüber strich das Haar von der breiten Stirnmarbe, dann mischte er sich in das Gespräch der anderen mit einer Erzählung, die mir so wunderbar erschien, daß ich bis heute noch einige Wendungen daraus behalten habe. Er sprach leise, fast mit Anstrengung und sah dabei gerade aus, als ob er durch mich und den ganzen Baseler Schnellzug bis zum letzten Wagen durchblickte:

„Vielleicht mögen die Herren etwas hören, was zu ihrem Gespräche paßt. Es ist eine wahre Geschichte, jedes Wort buchstäblich wahr, des ist die Narbe und sind diese Haare Zeugen, die mir als Zwanzigjährigem in wenigen Tagen grau wurden von dem entsetzlichen Erlebnisse . . . dem wundervollsten Erlebnisse! Ich hatte acht Tage lang von Bürgli aus Bergfahrten unternommen, nun wollte ich mit meinem ausgezeichneten Tiroler Führer ins Nachbartal hinüberwechseln, um die dortigen Gipsel zu bezwingen. Das Wirtshaus war bezahlt, die Koffer vorausgeschickt, wir gingen los. Untermweg trieb mich der Uebermut, statt der sicheren Paßstraße so im Vorbeigehen den gefürchteten Weg am Toten-Tobel hin zu versuchen. Mein getreuer Beit riet von dem gefährlichen Wagnis ab, aber schließlich schämte er sich vor mir, dem G'studenten, seilte sich und mich an und wir kletterten los. Es schien mir eigentlich gar nicht so gefährlich und ich weiß heute noch nicht, wie schließlich das Unglück kam. Vielleicht war gerade meine vermeintliche Ueberlegenheit über die Gefahren der vereisten ‚Bandes‘ die Ursache. Ein greller Schrei aus zwei Kehlen, dann ein wilder Schmerz, als die Handknöchel am Felsen aufschlugen und im vergeblichen Ankrallen Nägel,

Haut und Fleisch in Fetzen heruntergerissen werden, ein wirrer Taumel von Armen und Beinen, dann ein furchtbarer Aufschlag.“

„Als ich zu mir kam, lag ich im tiefen Schnee auf dem Grunde des berühmten Toten-Lobels, einer ganz engen Felsenschlucht. Neben mir mit zerbrochenem Schädel, aus dem die Augen glasig herausgingen, der Tiroler Führer. Ich hatte als älterer Medizinstudent genug Tote gesehen, so fürchterlich wie diese Leiche aber hatte mich keine angestarrt, denn mit grauenhafter Klarheit erzählte sie mir mein Schicksal an ihrer Seite. So wie uns das Seil zusammen in den Abgrund gerissen, so würde es mich in den Tod zerren hinter ihm drein. Ich würde elend verhungern in dem lebendigen Grabe, während drei Meter neben mir ein Mensch verweste. Keine Hilfe von dem nahen Bürgli im Tale würde nach uns ausgehen, weil wir ja nicht zurückzukehren beabsichtigt hatten. Und keine Möglichkeit, an den senkrechten Wänden der Schlucht in die Höhe zu kommen! Ich schrie, ich rastete, ich rannte mit dem Kopf gegen die von glasigem Eis überzogenen Steinwände meines Kerkers, um meinen Schädel zu zertrümmern, wie den des stillen Mannes neben mir! Ich brach in kraftloser Verzweiflung zusammen.“

Als ich wieder zu mir kam, schnitt ich das Seil durch, das mich noch immer mit der Leiche verband. Dann untersuchte ich unsere Rucksäcke, um zu sehen, wie viele Tage ich mein Leben fristen könnte. Es war wenig genug. Mich befiel ein Schaudern, das mir der Unterkiefer herabschlug bei dem Gedanken, daß ja neben mir frisches Fleisch“

Der junge Arzt wischte sich wieder schnell die Stirn.

„Ja, und noch etwas fand ich im Rucksack des Toten: einen schwärzlichen Rosenkranz und ein Gebetbüchlein, wie es die Tiroler bei der Firmung bekommen und oft ihr Lebelang benutzen. Mir gaben diese zerlesenen Blätter Möglichkeit, meinen Eltern und einem heimlich geliebten Mädchen den letzten Gruß zu schicken. Auf den vom Druck freien Blättern beschrieb ich dem, der vielleicht in Jahren meinen verdorrten Leichnam fand, unser Unglück, meinen Namen, Ort, Zeit und Umstände. Ja, und da kam es, das große Erlebnis. Ich begann in dem schmutzigen Büchlein zu lesen und las das wundervollste Gebet, das je Menschenhand aufzeichnete und das heißt: ‚Die Geheimnisse des Rosenkranzes‘. Sie müssen wissen, ich war damals nicht katholisch und hatte über diesen und jenen Glauben nicht viel andere Ansichten als Sie sie vorhin äußerten. Und nun mußte ich erleben, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten, daß ich selig die verschrammten, blutbeschmierten Hände faltete und betete, wie nie zuvor im Leben.“

Und da auf einmal fiel mir ein Wort des Veit ein, das er vor einigen Tagen gebraucht hatte. ‚Bete, als hülfe kein Arbeiten. Arbeite, als hülfe kein Beten‘. Und ich faßte den heiligen Entschluß, dem Rat des schlichten Burschen zu folgen. Dieser Mann hat mir nach seinem Tode den wichtigsten Dienst in meinem ganzen Leben erwiesen — auch einen ‚Führerdienst‘, wahrhaftig!

Arbeiten — ja, aber was? Ich hatte mein Bergbeil da. Und so beschloß ich, an der Steilwand des Felsens Stufen zu hauen. Daß ich wohl die achtzig Meter hohen Klippen nicht auf diesem Wege bezwingen konnte, war mir sonnenklar, aber ich wollte, bis mir die Entfrächtung den Pickel aus der Hand nahm, arbeiten, um zu arbeiten! Denn Gott will Arbeit, auch in hoffnungsloser Lage! Das hatte mich das Gebet gelehrt!

Aber als Tage und Tage vergingen, da begannen die Dämonen der Fäulnis ihr entsetzliches Werk und verpesteten die Luft in der engen Schlucht auf das Grauenhafteste. Wie starnte ich sehnsüchtig in die Höhe, wo wenige Meter über meiner obersten Stufe ein anscheinend heftiger Wirbelwind Tag und Nacht den körnigen Schnee auf einem kleinen Felsabsatz umtrieb. O Gott, Luft, Luft! Nur für Minuten Luft!

Und es gelang mir nach einigen Tagen, diesen winzigen Sitz zu erreichen! Ich hatte am Morgen die letzte steinharte Rinde meines Brotes mit Schnee hinuntergekauft; die Irrgebilde des Fiebers rasten mir schon vor Augen und im Hirn. Ich setzte mich oben auf den Vorsprung und atmete zum ersten Male nach so fürchterlichen Tagen in tiefen Zügen die frische Schneelust. Und selig las und betete ich von den schmutzigen, zerlesenen Blättchen, als . . . als der Wirbelwind der Höhle mir in plötzlichem Stoß das Blatt aus den Händen riß und es wie durch einen Kamin die enge Schlucht hinauftrieb! Laut weinte ich auf in den Delirien meiner Verzweiflung, als dieser letzte Trost mir entging. Nur mit den Gebeten dieser Blätter hatte ich ja das fürchterliche, lebendige Begrabensein dieser Woche ausgehalten, nur ihr Gebet hatte meine Nächte, nur ihre Anfeuerung zur Arbeit meine Tage möglich gemacht. Mühsam stieg ich wieder in das verpestete Grab hinab und legte mich nieder. Meine Herren, ohne jedes Gebet wäre ich damals irrsinnig geworden; seit jener Stunde weiß ich, was ein Gebet ist!

Als ich nach dumpfem, endlosem Schlaf aufwachte, da — ja, — da war ich gerettet? Ein Korb voll Lebensmitteln und Decken senkte sich zu mir hernieder, und nach mühseliger zweitägiger Arbeit der Rettungsabteilung zogen sie mich in einer Seilschleife hinauf.

Jene Seite des Gebetbüchleins war von einem Kinde an der Kirche in Bürgli gefunden worden, meine Aufzeichnungen auf den Rändern hatten die Bewohner herbeigeholt!

Halblaut schloß er: „Corrobora nobis spem“ — „Stärke in uns die Hoffnung!“, während er inzwischen den eingelaufenen Zug verließ. Ich blieb stumm, wie die beiden anderen. Ich hätte nicht gedacht, daß mich der alte, beinahe veraltete und ein wenig platte Spruch „Bete und arbeite“ so erschüttern könnte! Aber freilich, das Leben ist beträchtlich viel wirkungsvoller und überzeugungskräftiger als das Wort! —